

VINCENZO
LATRONICO

DIE
PERFEK
TIONEN



ROMAN
CLAASSEN

Vincenzo Latronico
Die Perfektionen

Vincenzo Latronico

Die Perfektionen

Roman

Aus dem Italienischen
von Verena von Koskull

Claassen

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Übersetzung dieses Buches ist dank einer Förderung
des italienischen Außenministeriums für Auswärtige
Angelegenheiten und Internationale Kooperation entstanden.

Questo libro è stato tradotto grazie ad un contributo
del Ministero degli Affari Esteri e
della Cooperazione Internazionale italiano.

Die Originalausgabe erschien 2022
unter dem Titel *Le perfezioni*
bei Bompiani, Mailand.



© 2022 by Vincenzo Latronico

© 2022 Giunti Editore S.p.A. / Bompiani

ISBN 978-3-546-10069-4

© 2023 Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

© der deutschsprachigen Ausgabe

2023 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Albertina powered by papyrus

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Alma

*Dort war das wahre Leben,
das sie kennenlernen, das sie führen wollten.*

GEORGES PEREC, *DIE DINGE*

Jetzt

Sonnenlicht ergießt sich durch das Erkerfenster ins Zimmer, färbt die löcherigen Blätter einer wolken großen Monstera smaragdgrün und spiegelt sich auf den breiten honigfarbenen Holzdielen. Die Pflanzenstiele berühren die Rückenlehne eines skandinavischen Lehnstuhls, auf dem eine aufgeschlagene Zeitschrift auf dem Gesicht liegt. Das leuchtende Grün der Pflanze, das Rot der Titelseite, das Petrolblau des Polsters und das helle Ocker des Bodens heben sich gegen das pudrige Weiß der Wände ab, das ein nur am Rand sichtbarer Teppich wieder aufnimmt, der sich jenseits der Bildränder verliert.

Auf dem nächsten Bild ist das Gebäude von außen zu sehen, ein Jugendstilmietshaus mit Stuckgesimsen aus Akanthuslaub und Zitrusfrüchten. Unter einer Schicht Neongraffiti, Plakatfetzen und blätternder Farbe blitzt, fast unsichtbar, das Weiß der Fassade hervor; die Tympana der Beletage sind kaum zu erkennen unter dem verkrusteten Schmutz. Die Grandeur der Gründerzeit und der grobe Dreck der Gegenwart verschmelzen zu einer Aura von Freiheit und Verwahrlosung, in die sich ein Schuss Erotik mischt. Einige Fenster sind mit verwitterten Spanplatten vernagelt, hinter anderen zeichnen sich Pflanzen und Lich-

terketten ab. Von einem Balkon rauscht eine Efeukaskade zum Gehsteig hinab.

Die Küche hat glänzende rechteckige Strukturfliesen; eine massive, hölzerne Arbeitsfläche; eine englische Aufsatzspüle aus Keramik; offene Hängeschränke mit Apothekerdosen für Reis und Samen, Gewürze und Kaffee; blaue und weiße Emailleteller; eine Hängeleiste mit gusseisernen Töpfen und Kochlöffeln aus Olivenholz. Auf der Arbeitsfläche stehen ein Wasserkocher aus gebürstetem Edelstahl und eine japanische Teekanne, ein roter Mixer. Tontöpfe mit Kräutern reihen sich auf dem Fensterbrett, Basilikum und Minze und Schnittlauch, aber auch Bergminze, Majoran, Koriander, Anis. Als Tisch dient eine alte Marmorplatte, die Stühle stammen aus einer Schule. Eine Scherenlampe, die zwischen dem botanischen Druck einer Araukarie und der Reproduktion eines britischen Plakats aus Kriegszeiten an der Wand befestigt ist, wirft sanftes Licht.

Dann das Wohnzimmer, voller pflegeleichter, fleischiger, von der verglasten Erkernische umhегter Pflanzen: die üppige Monstera, die ihr glänzendes Laub gen Tageslicht reckt; eine Geigenfeige, die aus einem großen Zementtopf emporwächst; auf zwei Konsolen drängen sich Zimmerfeue und hängender Zwergpfeffer, Erbsenpflanzen und Chinesische Geldbäume, deren ineinander verflochtene Mähnen auf das Parkett niederfallen. In einer Ecke, auf einem Arrangement aus Schemeln und umgedrehten Kisten, ein kleiner Wald aus Pfeilblättern, Kaktus-Wolfsmilch, Birkenfeigen und Philodendren mit flaumigen Stämmen, Strelitzien und Dieffenbachien. Hinter der Fenstertür lässt sich ein Balkon erahnen, darauf zwei Stühle, ein Tischchen mit Porzellanaschenbecher, eine Lichterkette.

Der Gegenschuss erfasst das übrige Wohnzimmer: ein niedriges Sofa und ein dänischer Lehnstuhl – gerundetes Mahagoni, petrolfarbener Baumwollbezug; eine Tweeddecke mit Fischgrätmuster; darüber ein nachtblaues Textilkabel, daran eine Glühbirne mit verschlungenem Kohlefaden; Stapel alter Ausgaben von *Monocle* und dem *New Yorker* auf einem schwarzen Metalltischchen, daneben ein Messingkerzenständer und eine Glasschale voller Obst. Dann ein Rollladenschrank, darauf Stecklinge in Gläsern, Grünlilien und ein keimender Avocadokern; ein analoger Plattenspieler; zwei Standlautsprecher, angeschlossen an einen auf einer niedrigen Konsole thronenden Röhrenverstärker; darüber eine Schallplattensammlung mit Liebhaberstücken, deren Cover nach vorne gewandt sind – eine Limited Edition von *In Rainbows*, ein Original von Kraftwerk. Ein Drachenbaum, der einen handförmigen Schatten wirft. Ein Plakat des Primavera Sound.

Ein sandfarbener Berberteppich mit zartem geometrischen Muster rundet das Wohnzimmer ab. Zu beiden Seiten gibt es symmetrische Flügeltüren, deren freigelegtes Holz pistazienfarbene Lacksprenkel trägt. Die Türen sind geschlossen, was dem Raum etwas Behagliches und Trautes, fast Gedrängtes verleiht. Es ist ein Wohnzimmer, in dem es sich an einem Winterabend bei gedämpftem Licht angenehm plaudern lässt. Im folgenden Bild geben die vier weit geöffneten Türflügel den Blick auf eine durch die Symmetrie der gereihten Parkettfugen betonte Raumflucht frei.

Der Raum zur Linken ist ein Arbeitszimmer für zwei. Darin steht ein großer, weiß beschichteter Schreibtisch mit Haarnadelbeinen, spiegelgleich in zwei Arbeitsplätze aufgeteilt: jeder mit einem externen Monitor, einer kabellosen

Tastatur, einer Gelenktischleuchte, bauchigen Kopfhörern in knalligen Farben. An einem Platz steht ein höhenverstellbarer Formschalenstuhl mit verchromtem Fuß, an dem anderen ein ergonomischer Kniestuhl aus Holz und schwarzem Stoff. Eine Wand verdeckt ein Regal mit vornehmlich englischsprachigen Romanen und Graphic Novels, dazwischen großformatige Bildbände – Monografien von Noorda und Warhol, Tufts Reihe über Infografik, der Taschen-Band über die Geschichte der Typografie und der über Hauseingänge in Mailand. Als Buchstützen dienen kleine Sukkulen in Zementgefäßen, eine Spiegelreflexkamera, ein paar Brettspiele – Scrabble, Risiko, Die Siedler von Catan. In einer Ecke sind der Router und ein A3-Drucker zu erkennen.

Auf einem einzigen Bild ist das nur von einer Fenster-scharte erhellte Bad zu sehen, das die spiegelnden Oberflächen dennoch erstrahlen lässt. Der Hängefeu über der Vorhangstange umrankt das Fenster und nimmt das leuchtende Grün der Mosaikfliesen des Fußbodens auf, die auch die Seitenwand der Wanne bedecken. Auf einem zylinderförmigen Schränkchen mit Schiebetüren erhebt sich eine Skyline von Fläschchen und Phiolen mit ähnlichen Etiketten, weiß, rosa oder hellgrau, darauf die Markennamen in schlanken, serifenlosen Lettern.

Auf der anderen Seite der Raumflucht liegt das Schlafzimmer. Eine zweilagige Doppelmatratze auf einem Tata-mirahmen. Das Kopfende ist unter vier prallen Kissen be-graben, das Federbett bedeckt ein antiker Quilt, der einzige Farb-fleck inmitten der naturleinenen Kissen- und Bettbe-züge, des Weiß der Wände, des Blassgelb der Tatami. Es gibt zwei Lichtquellen, schlanke, von einer Kohlefadenlampe bekrönte Metallzylinder; zwei stumme Diener, links und

rechts neben einem Überseekoffer; in einer Ecke eine zusammengerollte Yogamatte, daneben Hanteln und ein Fitnessband.

Sämtliche Bilder sind scharf und gut ausgeleuchtet, doch dieses Zimmer ist in Dämmer getaucht, die Vorhänge sind zugezogen, die Wände von orangefarbenen Lichtflecken gemasert, die hereinsickern, wenn man spät erwacht und die Sonne schon hoch am Himmel steht und vielleicht Sonntag ist oder vielleicht auch nicht.

Das Leben, das diese Bilder verheißen, ist klar, fokussiert und einfach.

In diesem Leben trinkt man den Kaffee frühlings wie sommers auf dem Balkon und genießt die Morgensonne, überfliegt die Schlagzeilen der *New York Times* und die Neuigkeiten in den sozialen Netzwerken auf dem Bildschirm eines Tablets. Man gießt die Pflanzen, als Teil einer Routine, die auch Yoga und ein durch verschiedenerlei Samen bereichertes Frühstück mit einschließt. Man arbeitet zwar am Laptop, doch gleicht der Arbeitsrhythmus eher dem eines Malers denn dem eines Angestellten: Phasen höchster Konzentration wechseln mit einem Spaziergang, einem Video-call mit einem Freund, der ein Projekt vorschlägt, einem Chat, einem Sprung in den Biomarkt um die Ecke. Die Tage sind lang – am Ende bringt man es vermutlich auf mehr Arbeitsstunden als ein Angestellter. Doch im Gegensatz zu ihm zählt man sie nicht, denn in diesem Leben spielt die Arbeit eine wichtige Rolle, ohne Last oder Zwang zu sein. Im Gegenteil: Die Arbeit ist ein Quell der Entfaltung und der Inspiration, der Grundschlag dieser freudvollen Melodie.

Aber es ist auch ein Leben, in dem Spaß seinen klaren Platz hat, erkennbar an zahllosen Details. Den langen Tagen

folgt eine Stunde der erzwungenen Unerreichbarkeit, um einen Aperitif in der Bar zu trinken oder, aufs Sofa gekuschelt, in einer Zeitschrift zu blättern und sich bei draußen herrschender Kälte an der wohligen Wärme zu erfreuen. Wie ein Suspensionsgranulat hat sich die Empfänglichkeit für Schönheit und Genuss im Alltäglichen gelöst.

Es ist ein glückliches Leben, zumindest wirkt es so anhand der Begleitfotos der Wohnungsannonce zur Kurzzeitmiete für hundertachtzehn Euro pro Tag; zuzüglich des Lohns für die ukrainische Reinigungskraft, die über eine französische Gig-Working-Site mit Steuersitz in Irland bezahlt wird; plus die Vermittlungsgebühr für die in Kalifornien ansässige Urlaubsdomizilvermietungsplattform mit Steuersitz in Holland und die des Online-Bezahldienstes mit Sitz in Seattle nebst europäischer Tochtergesellschaft in Luxemburg; plus die Bettensteuer der Stadt Berlin.

Immer

Nicht immer entsprach die Wirklichkeit den Bildern.

Sie tat es oft frühmorgens. Beim Erwachen machte ihnen der Anblick der durch die Vorhänge sickern den Lichtschlieren an der Wand gute Laune. Die Kleider des Vortages hingen auf den stummen Dienern. Das über Nacht aufgeladene Smartphone lag als leuchtendes Rechteck auf einem aufgeschlagenen, wenn auch staubbedeckten Buch. Sie checkten die Mails und die sozialen Medien im Bett, die Gesichter von der Hintergrundbeleuchtung der Touchscreens milchig blau, und wirkten wie ein Paar junger Freiberufler in Berlin, was sie ja tatsächlich waren.

Doch kaum setzten sie einen Fuß ins Wohnzimmer, verlor sich diese Gewissheit wie die gute Verbindung eines Handys außerhalb der Netzreichweite.

Die Blätter der Grünpflanzen waren mit einem ewigen flaumigen Schmutzfilm bedeckt, den das Glanzspray, mit dem sie regelmäßig eingesprüht wurden, nur verstärkte. Im direkten Licht flirrte ein feiner Staubnebel, der der Wohnung die Trübnis eines seit Jahren verrammelten Ortes verlieh, doch war das Lüften im Winter schwierig, die Fenster waren alt und die Heizkörper unterdimensioniert. Das Putzen der Doppelfenster erforderte Geduld und Ausdauer, die

sie so gut wie nie hatten, weshalb die Sonne meistens milchige Schatten und Fleckenmuster warf, die umso stärker wurden, je weiter der Frühling in den Sommer überging.

Der doppelte Arbeitsplatz gebot eine Symmetrie, die ihren Vorlieben nur bedingt entsprach, denn er arbeitete häufig auf dem Sofa, weshalb ihre Tassen und Post-its und Stifte in kürzester Zeit den gesamten Tisch in Beschlag nahmen, an dem sie zuweilen, um Zeit zu sparen, auch zu Mittag aßen und fettige Ringe auf der Oberfläche hinterließen. Da sie nur zu zweit waren, befüllten sie die Spülmaschine selten und hatten sich deshalb einen Geschirrständer aus Plastik angeschafft, der die Arbeitsfläche in der Küche verstellte. Ein altes Handtuch darunter sollte das Holz, das bereits aufzuquellen begann, vor Feuchtigkeit schützen.

Und dann waren da die Dinge, überall: die Kabel, die Kassenzettel, die Fahrradpumpe, der unablässige Regen von Formularen und Mahnungen, aus denen die deutsche Bürokratie besteht, die Herpessalbe, die Taschentuchpäckchen, die benutzten Taschentücher, die Flusen von in der Waschmaschine zerfaserten Taschentüchern, die Filzeinlegesohlen, das Sonnenbrillenetui, der einzelne Handschuh, dessen Pendant sie wiederzufinden hofften, die verhedderten Kopfhörer. Sie registrierten sie mit einem flüchtigen Blick in die Zimmer, die sie mit noch schlafgetrübten Augen betraten, und mit jedem Punkt auf der Liste wuchs ihr körperliches Unbehagen, das mehr war als Unwille, Verzagtheit fast.

Im Laufe des Tages drängte sich jeder achtlos herumliegende Gegenstand, jedes Anzeichen von Nachlässigkeit in ihr Sichtfeld und störte die Konzentration. Sie beendeten einen Call oder blickten von einer vertrackten Mail auf und sahen sich von außen – zwischen Essensresten, Papiermüll,

dem Bademantel auf dem dänischen Lehnstuhl – und fühlten sich wie Mängelexemplare, wie Hochstapler in einer erwachsenen Welt, die sich ihrer Unfähigkeit bewusst geworden wäre, hätte das Bildfeld der Videoanrufe einen größeren Ausschnitt erfasst.

Es war nicht die Ordnung, deren Notwendigkeit sie so schmerzhaft spürten. Es war etwas Tiefergreifendes und Grundsätzlicheres. Sie lebten in einem Land, dessen Sprache sie nicht beherrschten, von einem flexiblen Beruf, den sie ausüben konnten, wo sie wollten, wann sie wollten, und der vornehmlich von den Launen der Kundinnen und Kunden, den Kontakten in den sozialen Netzwerken abhing. Ihr Umfeld, das sie sich ausgesucht und erschaffen hatten, in dem sie schliefen und arbeiteten, war der einzig zu greifende Ausdruck dessen, was sie waren. Diese Wohnung und diese Gegenstände entsprachen nicht nur ihrer Persönlichkeit: Sie gaben ihnen Halt und führten ihnen die Verlässlichkeit eines Lebensstils vor Augen, der aus einem anderen Blickwinkel (der noch eine Generation zuvor die Norm gewesen war) brüchig erschien. Für sich genommen mochte das Chaos unbeschwert und kreativ daherkommen, doch in diesem Kontext erschien es wie ein Zeichen der Unbeständigkeit.

Nicht vor jedem Aufräumen wurde dieser Gedanke bis zu Ende durchgedacht, doch bildete er eine Art Hintergrundrauschen, wenn sie ihre Tage damit begannen, die Wohnung gewissenhaft auf ihren Werkszustand zurückzusetzen. Während sie auf den Kaffee warteten, knipsten sie die Lampen in den Wohnzimmerecken an, schüttelten die Sofakissen auf, falteten die Fischgrätdecke, klaubten das verdorbene Obst vom Boden der großen Schale, wuschen

die Tassen ab oder versteckten sie in der Spülmaschine. Wenn sie sich zum Frühstück setzten, war jedes Ding, wie es sein sollte, und zehn ungetrübte Minuten lang tranken sie ihren Kaffee, überflogen die Nachrichten in den sozialen Medien und auf den Homepages der Zeitungen und fühlten sich bereit für den Tag.

Doch zur Mittagszeit hatte dieses glänzende System unter den Schlägen zahlloser kleiner Notwendigkeiten bereits zu bröckeln begonnen (die Post, der Schnupfen, das dringende Telefonat), gerade so, als kämpfte die Wirklichkeit gegen sie an, um ihre Vorherrschaft zurückzuerlangen.

Zwei- oder dreimal im Jahr fielen ihre Einsätze energischer aus. Zu diesen Anlässen – wenn sie wegen eines Feiertags oder um dem strengen nordischen Winter zu entkommen, in ihr Heimatland zurückkehrten – untervermieteten sie die Wohnung zu Preisen, die ihnen selbst absurd erschienen. Normalerweise wurde sie von Touristen gebucht, die vom Lifestyle der Stadt angelockt wurden, häufig Landsleute von ihnen, die, zusammen mit den Schlüsseln, Listen von Restaurants und Trödelmärkten erhielten, die Herzlichkeit und Savoir-vivre vermittelten. Manchmal wiederum kamen Leute, die einfach eine erste Bleibe in der Stadt brauchten, um sich von dort nach einer dauerhafteren Lösung umzusehen. Diese Anlässe erinnerten sie zuverlässig daran, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. In solchen Fällen wiesen sie die Gäste in ihren Mails darauf hin, dass die Preise erheblich gestiegen seien. Ein fester Mietvertrag setzte komplizierten Papierkram und gute Deutschkenntnisse voraus. Sie stellten den Kontakt zu Expat-Onlinegruppen her und schlugen vor, doch gelegentlich und sobald sie woanders untergekommen seien, etwas zusam-

men trinken zu gehen. Manchmal, sofern diese Leute blieben, sofern sie den Rattenschwanz von Untermietwohnungen und den ersten Winter überstanden, schlossen sich diese ihrem Freundeskreis an.

Unabhängig vom Aufenthaltsgrund der Gäste war es entscheidend, dass sie bekamen, wofür sie so teuer bezahlten, denn die künftigen Nebenverdienstmöglichkeiten hingen von der Zufriedenheit der Besucher ab. Und so brachten sie vor ihrer Abreise aus Berlin etliche Stunden damit zu, die Wirklichkeit zu bändigen, bis sie ihrem Abbild entsprach.

Weil sie die frühmorgendlichen Flüge der Billiglinien nahmen, fand der Großteil dieser Aktionen abends statt. Nach Ende des Arbeitstages, wenn die Koffer gepackt waren, stopften sie jedes Überbleibsel ihres Lebens in die großen Plastikboxen, die sie auf dem Dachboden stapeln würden. In bunter Willkür: Rechnungen und Schuhe, Schönheitsprodukte und zusammengewürfelte Teller, von denen sie normalerweise aßen, um die aus weißer und blauer Emaille den Gästen vorzubehalten. Sie stapelten die Gläser in die offenen Küchenschränke, befreiten den Tisch vom Papierabfall und ließen darauf, symmetrisch angeordnet, nur die Obstschale und den Aschenbecher stehen, schoben die zerlesenen Zeitschriften in den Zeitungsständer, versteckten die Lebensmittel in der Speisekammer, räumten die in der Wohnung versprengten Bücher auf die Borde zurück, versenkten die bereits getragenen, aber noch sauberen Kleidungsstücke in den Tiefen des Schrankes. Dann druckten sie den Willkommenszettel mit dem WLAN-Passwort aus und stellten die Vorräte für die Besucher bereit: Zitronen und Ingwer in der Obstschale, Kaffee, Club-Mate und

Sekt gut sichtbar auf der Arbeitsplatte. Sie befüllten die Espressokanne, um am Morgen ihrer Abreise, von dem sie nur vier oder fünf Stunden trennten, Zeit zu sparen.

Sie erwachten im Dunkeln, knipsten sämtliche Lichter an und zogen in Windeseile frische Bettwäsche auf, versteckten die gebrauchten Bezüge und feuchten Handtücher im Badezimmerschrank, spülten die noch vom Espresso warmen Tässchen. Ehe sie die Tür hinter sich schlossen – die Kisten standen bereits auf dem Dachboden, das Gepäck auf dem Treppenabsatz –, drehten sie eine letzte Runde, um sich zu vergewissern, dass alles tadellos war. Schweigend schritten sie die Zimmer ab, die freien Oberflächen, den leeren Raum, jedes Ding, das im violetten Licht des graublen Morgens endlich an seinem Platz war. Ein paar wunderbare Sekunden lang sahen sie ihre Wohnung so, wie sie sie sich wünschten, vollkommen deckungsgleich mit den Bildern.

Dann hasteten sie los, mit verquollenen Augen, um den Bus zum Flughafen nicht zu verpassen. Ihre Rollkoffer ruppelten über das holperige Neuköllner Gehsteigpflaster.

Anna und Tom waren Kreative. Auch für sie war das ein schwammiges Reizwort. Ihre Berufsbezeichnungen variierten, aber selbst in ihrer Heimat würden sie die englischen Begriffe benutzen – Web Developer, Graphic Designer, Online Brand Strategist. Was sie kreierten, waren Unterschiede.

Diese Arbeit hatten sie sich nicht explizit ausgesucht. Sie hatte sich aus ihren Leidenschaften entwickelt, ungefähr zur gleichen Zeit, als das Internet sich von einer Leidenschaft ihrer Jugend zu einer alles verschlingenden Industrie entwickelt hatte. Sie hatten angefangen, Musik zu hören, als die Piraterie die Verbreitung von Peer-to-Peer-Protokollen befördert hatte; an den endlosen Nachmittagen in der Oberstufe lernten sie im Wechsel Geschichte oder Mathematik und Photoshop oder Flash und sprangen aufs Geratewohl von einem Bug zum nächsten, um ihre Geocities-Seite zu verschönern. Sie brachten Stunden damit zu, ihre Seiten und Profile zu basteln, die ihre Vorlieben und Wünsche widerspiegelten, Listen dessen, was sie ausmachte. Das war kein erlerntes Bedürfnis. Wie von selbst war es dem Kontext entwachsen, in dem sie groß geworden waren.

Das Internet war chaotisch und überraschend, ein Ort

sagenhafter Raritäten. Soziale Netzwerke existierten noch nicht, die Suchmaschinen beschäftigten Menschen, die von Hand Websites in die Indexdateien einpflegten: Interessante Seiten, digitale Trickkisten oder Prä-Napster-Musik waren wertvolle Entdeckungen, ein Zeichen von Raffinesse und Erfahrung. Sie füllten ganze Pages damit, verschönerten sie mit Grafiken und animierten Gifs, aktualisierten laufend auf die letzten Updates, bauten die neuesten Besucherzähler ein und animierten die Menüerweiterung in Javascript. Der Code eines überraschenden grafischen Kniffs wurde so gleich heruntergeladen und als Surrogat auf ihrer Seite eingefügt.

Das Internet war zeitgleich mit ihnen erwachsen geworden. Und genau wie die Jugend war jene Ära des Internets ohne einen harten Bruch zu Ende gegangen, in einer allmählichen Erstarrung, deren Unausweichlichkeit sich erst rückblickend zeigte. Es musste einen Punkt gegeben haben, an dem das Beherrschen von Dreamweaver aufgehört hatte, ein Zeitvertreib zu sein, und zur beruflichen Qualifikation geworden war, genau wie es ein erstes Mal gegeben haben musste, dass sie sich, statt mit amerikanisch klingenden Pseudonymen, mit Vor- und Nachnamen auf einer Website registriert hatten. Im selben Jahr, in dem sie eine Sozialversicherung abschlossen, erstellten sie sich Facebook-Accounts, was zuvor für Europäerinnen nicht möglich gewesen war. Seit Anna und Tom angefangen hatten, den Computer zu benutzen, wurden sie um Gefallen gebeten – ein Laufwerk, das formatiert werden musste, eine Homepage für die Schülerzeitung, die Seite für die Juwelierin einer Freundin der Eltern, das Wiki für die Lerngruppe. Nach und nach waren aus diesen Gefallen kleine Jobs ge-

worden – der E-Commerce des Onkels, die verschiedenen Visitenkarten, die Werbung die Banner die Speisekarte; aus einer Reihe kleiner Jobs war nach und nach eine Arbeit geworden.

Eine gefragte Arbeit. Anna und Tom waren mit der Idee groß geworden, dass Individualität sich anhand eines Rasters visueller Unterschiede definierte, die leicht zu entschlüsseln waren und sich ständig erneuerten. Als das Bedürfnis, die eigene Besonderheit auszustellen, von den Profilen der Teenager auf Unternehmen, Läden und Berufssparten in der ganzen Welt überschwappte, besaßen sie das passende Rüstzeug. Alle wollten eine Website, ein Logo, einen visuellen Auftritt. Alle wollten ein bisschen Schönheit als Alleinstellungsmerkmal in einem System der Unterschiede. Anna und Tom hatten für dieses Bedürfnis ein instinktives Gespür.

Auch deshalb waren sie nach Berlin gegangen. Nach dem Studium und den ersten beruflichen Schritten begann sich das Leben in einer großen, wiewohl randständigen südeuropäischen Stadt eintönig und schal anzufühlen. Es war, als bewegte man sich auf festgefühten Gleisen: dieselben Viertel, dieselben Ferienzele, dasselbe Sozialleben wie zu Schulzeiten. Die Musikszene, die Aufmachung der Lokale und Bars, allein der Geschmack ihrer Kunden hatte etwas Provinzielles und Überkommenes. Die sich ewig überlappenden Bekanntenkreise förderten den Tratsch; das Spießertum brachte eine Erwartungshaltung hervor, die ihnen die Luft nahm. Unter diesen rundum gleichen Menschen, die rundum zufrieden damit waren, in ihren seit Gymnasialzeiten bestehenden Freundeskreisen zu verharren, fühlten sich Anna und Tom der Freiheit beraubt, sie selbst zu

sein, ergo sich neu zu erfinden, ergo anders zu sein als sie selbst.

Natürlich waren Tausende Vertreter einer bestimmten sozioökonomischen Gruppe ihrer Generation von der identischen Sehnsucht nach einem individuellen Leben erfüllt, genau so wie sie ihren Kunden die gleichen visuellen Alleinstellungsmerkmale verkauften wie Tausende Kreative Tausenden Kunden in der gesamten westlichen Welt. Aber diese Erkenntnis blieb in ihrem Bewusstsein verschattet. In den Augen derer, die ihm angehörten, trug dieser Trend die anthropomorphischen Züge eines Mythos.

Der nach einem Gespräch in der Bar spontan beschlossene Aufbruch, zu einer Zeit, in der es beruflich nicht voranzugehen schien und das Bankkonto gut gefüllt war; der Flughafen im Morgenrauen, die drei riesigen Rollkoffer und Skijacken für den Winter – sie hatten sogar ein Foto von sich gemacht, ihr Spiegelbild im dunklen Glas des Abflugterminals, aufgeplustert von den doppelt übereinandergezogenen Winterpullis, um das zulässige Koffergewicht nicht zu überschreiten. Der übliche Anfang mit untervermieteten Zimmern in Friedrichshain und leihweise überlassenen Einzimmerwohnungen in Kreuzberg und Schlafsofas in Neukölln. Die geräumigen, leeren Wohnungen mit honigfarbenen Dielen und wolkengleichen Monsteras. Die Nachmittagsbiere am staubigen Ufer des Landwehrkanals oder auf der absurden, baumlosen Freifläche des Tempelhofer Feldes. Die Arbeitstage in den wie Gebetsperlen auf einem Rosenkranz gereihten Cafés der Rosenthaler Straße. Die Kälte des ersten Winters, eine bohrende, unfassbare Kälte, die einem beim Warten auf den M29er die Tränen in die Augen trieb und die zum Kühlen auf den verschneiten

Balkon gestellten Flaschen nach wenigen Minuten bersten ließ. Der Mietvertrag für die Dreizimmerwohnung im Reuterkiez, ergattert durch einen aus dem Netz gefischten gefälschten Arbeitsvertrag. Das bedarfsweise zusammengestoppelte Google-Translate-Deutsch, sobald ihre Wege in das Räderwerk der Stadt gerieten: *Kurzstrecke. Krankenkasse. Rohrreinigungsspirale. Vorderhaus. Steuernummer. Ich hätte gerne. Steuer-ID. Schlüsseldienst. An der Ecke. Schwangerschaftsverhütungsmittel. Vielleicht. Ebenso.* Die Nächte in den Kellern. Die Nächte in den Jugendstilwohnungen im Prenzlauer Berg mit den Erkern und Stuckdecken. Die Nächte im Berghain. Die Nächte in den Kunstgalerien. Die Nächte auf den Spreekähnen. Die benebelten Heimfahrten in der über Nacht durchfahrenden U-Bahn. Die Nächte im Weekend. Die Nächte im Visionäre. Die illegalen Nächte im Wedding, die man, sich an eine Wegbeschreibung-SMS klammernd und zwischen verwaisten Fabrikhallen umherstolpernd, suchte und nicht fand. Die Nächte im Rodeo. Die Nächte im Tresor. Die blutroten Sonnenuntergänge des Nordens. Das perlfarbene Morgengrauen, das die Fensterfront der Panoramabar jäh erhellte und jedem, der sie sah, wie eine optische Täuschung erschien, denn jenseits des Morgens hielt sich die Nacht.

Damit, diesen Mythos zu erschaffen, waren Anna und Tom ihr gesamtes erstes Jahr in Berlin beschäftigt gewesen, sofern sie nicht gerade einen ihrer Umzüge organisierten. Es war kein persönlicher Mythos; sein Wert lag in der Universalität. Er wurde von sämtlichen Spaniern und Französinen und Italienerinnen und Amerikanern geteilt, denen sie begegneten; er wurde in einer Unzahl von Lifestyle-reportagen und Dokumentarfilmen glossiert und in den

Bildern der Facebook-Timelines und Instagram-Feeds einer ganzen Generation vervielfältigt. Er war ihr Eintrittsstempel in eine Gemeinschaft, verbunden durch eine kollektive Wirklichkeit, was gewissermaßen eine Wirklichkeit ist.

Im Gegensatz zu ihrem vorherigen Leben war diese Wirklichkeit von Überfluss geprägt, vor allem zeitlich betrachtet: Die Dinge waren so erschwinglich, dass man nicht viel zu arbeiten brauchte. Es blieb Zeit für alles andere. Sie hatten ein paar Kunden mitgenommen, deren Geschäftsberichte und B2B-Publikationen sie layouteten und die ihnen ein verlässliches Grundeinkommen sicherten. Sie erweiterten ihren Kundenkreis per Mundpropaganda oder durch Weiterempfehlungen von ausgebuchten Kollegen. Im Vergleich zu ihren daheimgebliebenen Kommilitonen verdienten sie gut. Im Vergleich zu denen, die die gleiche Arbeit für deutsche Kunden machten, verdienten sie schlecht; aber da sie keine deutschen Kunden kannten, stammten die Auftraggeber, die sie in Berlin fanden – Mikrobrauereien, vegane Konditoreien, Smart-Tourism-Agenturen, Coworking-Spaces – zwangsläufig aus ihrem eigenen Umfeld.

Sie setzten Kataloge, entwarfen CSS-Vorlagen für E-Commerce-Seiten, personalisierten WordPress-Themes. Ihr Stil war reduziert und intimistisch. Er nahm eine sich flächendeckend verbreitende Ästhetik auf, die auf den Landingpages Stockholmer Start-ups ebenso zu finden war wie auf Brooklyner Restaurantspeisekarten oder in Londoner Modemagazinen. Textblöcke mit breiten, asymmetrischen Rändern, Petrolgrün und Puderrosa, sacht gerundete Rahmungen, Schweizer Fonts mit leichtem Schriftbild und engem Kerning, Mikrointeraktionen. Es waren banale Tricks, doch das Ergebnis vermittelte eine ausgewogene, luftige

Coolness, die die Grafikerinnen und Grafiker in ihrer Heimat nicht bieten konnten. In Berlin schlug einem diese Ästhetik aus jedem Hamburgerladen und von jedem Plakat entgegen. Anna und Tom atmeten sie in vollen Zügen und fühlten sich als Schnittstelle, über die ein Hauch von Welt in den Mief Südeuropas drang. Auch deshalb hatte es einen Sinn, hier zu sein.

Ihre Arbeit erforderte Geduld und Präzision und die Art von Konzentration, die mit Musik und dem Kommen und Gehen in den Cafés durchaus vereinbar war. Man brauchte Kreativität, die vornehmlich bei den minimalen Variationen eines bekannten Schemas zum Tragen kam. Mochten sie ihre Arbeit? Ja, aber die Antwort, die sie sich gaben, war anders formuliert als die Frage. Sie machten das, was sie früher aus Leidenschaft gemacht hatten, für Geld. Das war eine Tatsache. Aus der sie schlossen, dass sie ihre Leidenschaft zum Beruf gemacht hatten. Das war eine Herleitung.

Die Herleitung bestätigte sich gewissermaßen dadurch, dass die Zeit sich verflüchtigte, sobald sie sich auf ein Layout oder ein Wireframe konzentrierten. Über ihre bauchigen Kopfhörer hörten sie LCD Soundsystem und Animal Collective in Dauerschleife, passten ein Gestaltungsraster an, prüften Absatzformate, perfektionierten sämtliche Varianten eines Farbschemas, und ehe sie sichs versahen, waren ein Morgen, eine Woche, ein Winter vergangen. Es war das Gegenteil von Langeweile, bei der die Zeit nicht vergeht; es musste sich also um Spaß handeln.

Die nicht verpuffende Zeit wurde von der Stadt ausgefüllt. Berlin war fraglos ihre Hauptbeschäftigung – die Stadt beobachten, begreifen, sich als Teil davon fühlen. In gewissem Sinne prägte es sie viel stärker als ihr Beruf, den sie

zwar mochten, jedoch nicht genug, um mehr Energie darauf zu verwenden als unbedingt nötig. Die Arbeit war ihnen zugefallen. Berlin hatten sie sich *ausgesucht*.

Oft zogen sie los und wanderten durch die endlosen Sommernachmittage oder eisigen Morgen, an denen der frisch gefallene Schnee im Sonnenlicht gleißte. Sie verloren sich im Anblick des hohen, wechselvollen nordischen Himmels, der so anders war als der, unter dem sie aufgewachsen waren. Stundenlang streiften sie durch die Kopfsteinpflasterstraßen des Schillerkiezes oder über die lindenbeschatteten Plätze der vornehmen Ecken von Mitte. Sie staunten über jede Winzigkeit, über die Dschungel tropischer Pflanzen hinter den riesigen Fenstern, über die geometrische Linienführung des Gehsteigpflasters. Sie ließen sich vom Gegensatz zwischen den frisch sanierten und den unsanierten Häusern bezaubern, denen der Verfall aus Ostberliner Zeiten noch anzusehen war – der bröckelnde oder von Graffiti bedeckte Fassadenschmuck, die Lichter hinter den mit OSB-Platten vernagelten Fenstern. Sie empfanden leisen Neid auf die sagenumwobene Ära der Neunziger, in denen alles im Werden war und man Wohnungen von der Größe eines Häuserblocks besetzen oder für ein wenig Kleingeld mieten konnte. Neben Zeit gab es in Berlin auch Platz im Überfluss.

Diesen Platz hatte die Geschichte geschaffen. Anna und Tom wussten das oder hätten es gewusst, hätten sie sich die Frage gestellt, aber sie befragten sich nicht. Sie stellten abstrakte Verbindungen zwischen dem einen oder anderen Ortsnamen und einschneidenden Ereignissen des vergangenen Jahrhunderts her, und natürlich wussten sie von der Mauer und der Reichspogromnacht, doch ging dieses Be-

wusstsein nie über eine pittoreske Anekdotik hinaus, die vornehmlich dazu diente, dem Erleben des Ortes mehr Würze zu geben. Dass die in den Wohnungsannoncen allgegenwärtige Unterscheidung zwischen Altbau und Neubau den alliierten Bombenangriffen geschuldet sein könnte, war ihnen nie in den Sinn gekommen. Jedes Mal, wenn ein Gast sie um eine Stadtführung bat, gaben Anna und Tom die gleichen Episoden zum Besten – die Punkrockkonzerte in den Kirchenkellern, die Mauerflüchtlinge, die Rosinenbomber – und schmirkelten sie mit jeder Wiederholung zu recht, bis sie entfernte Ähnlichkeit mit ihrem Nachtleben hatten.

Dieses mangelnde Bewusstsein zeigte sich auch in den geografischen Stadtkenntnissen. Sie wussten, wo die Reste der Mauer standen, die als Touristenattraktion überlebten, hatten sich über deren Verlauf aber nie wirklich Gedanken gemacht. In ihrer Vorstellung bewegten sie sich vor allem in dem Teil der Stadt, der einmal Ostberlin gewesen war und mit dem sie die auffälligen Häuser und das Gefühl von Überfluss und Freiheit verbanden. Doch schloss ihre Idee vom Osten auch Kreuzberg und Neukölln mit ein, die im ehemaligen Westen lagen, nicht aber Pankow und Marzahn, in denen der Osten nur Plattenbauten bedeutete und in die es sie nie verschlug. Der Wedding im Westen existierte auf ihrer geistigen Landkarte zunächst nur verschwommen, gewann aber mit jedem Jahr an Kontur und rückte allmählich in den Fokus. Nach Charlottenburg fuhren sie nur, um Champagner für Silvester zu kaufen.

Die von den allgemeinen Erschütterungen des zwanzigsten Jahrhunderts hinterlassenen Spuren dienten nunmehr als Ausdrucksmittel von Eigeninitiative und entspre-

chend von Konsum. Aus der Freiheit war Überfluss geworden. Die Stadtbrachen und leer stehenden Mietshäuser verhießen riesige Wohnungen für kleines Geld. Die verlassenen Geschäfte schrien nach Kühlschränken und Garderobenständern, die sie in Bars oder Pop-up-Stores verwandeln würden. Ein ganzer Flughafen war stillgelegt worden, und statt ihn zu bebauen oder zu begrünen, hatte man ihn zunächst »Tempelhofer Freiheit«, nicht Park getauft. Mehr noch als der hässliche sowjetische Fernsehturm oder die napoleonische Silhouette des Brandenburger Tors verkörperte diese Freifläche für Anna und Tom das Wesen Berlins: eine urbane Leere, die so weit war, dass die Häusersilhouetten am anderen Ende einer fernen Küstenlinie glichen; fünf Quadratkilometer reines Potenzial. Jedes Mal, wenn sie daran vorbeikamen, empfanden Anna und Tom eine Art Schwindel. Für ebendiesen Überfluss waren sie hier.

Ihre Familien verstanden das nicht. Schon die selbstständige Heimarbeit war den mit Computerspielen verdadelten Nachmittagen der Oberstufe verdächtig ähnlich. Der Umzug war ihnen vollends unerklärlich. Er hätte ihnen eingeleuchtet, wäre er einem Arbeitsangebot geschuldet gewesen, weshalb auch vorangegangene Generationen die Kälte und das schlechte Essen Westdeutschlands in Kauf genommen hatten. Doch so erschien er ihnen wie eine Laune, wie ein verspäteter Erasmus-Aufenthalt. Nicht zu Unrecht hegten sie die Vermutung, die beiden könnten, wenn sie knapp bei Kasse wären, auf eine kleine Erbschaft zurückgreifen, die Annas Großvater als Grundstock für einen Immobilienkredit vorgesehen hatte. In ihrem Alter sollte man sich etwas aufbauen, und was machten sie? Sie plemperten.

Ihr Argwohn war für Annas und Toms Argumente

gänzlich unempänglich, sah man von der detaillierten Liste ihrer Umsätze ab. Toms Eltern besaßen ein großes Bekleidungs­geschäft, Annas Mutter war Steuerberaterin, der Vater Anwalt. Die Summen, die Anna und Tom ihren Eltern vorlegten, erschienen gering; allerdings hatten beide Eltern aus der Zeitung und von ihren Praktikanten erfahren, dass derlei Summen für diese glücklose Generation über dem Durchschnitt lagen. Aber wäre es nicht besser, in der Heimat zu bleiben, wenn sie diese Summen doch ohnehin durch Kunden aus der Heimat verdienten? Diese Unterhaltungen sorgten bei Anna und Tom stets für Frust, zumal sie, wenn sie über Geld sprachen, ausschließlich Bruttosummen nannten, ohne es ausdrücklich zu erwähnen, und obwohl ihre Eltern daraufhin etwas beschwichtigt waren, versetzte ihnen diese Schönfärberei jedes Mal einen mulmigen Stich.

Ihre Familien verstanden sie nicht, ihre alten Freunde schon. Das bezeugten die Likes unter sämtlichen Fotos vom Landwehrkanal und vom stillgelegten Flughafen und von den Wohnungen mit honigfarbenen Dielen. Wenn Anna und Tom für die Feiertage nach Hause zurückkehrten, erzählten sie ihrem gebannten Freundeskreis vom Nachtleben und von den Mietpreisen. Plötzlich bekam alles, was ihnen früher selbstverständlich erschienen war, etwas Hinterwäldlerisches und Provinzielles. Je länger sie in Deutschland waren, desto stärker bedrückte sie die Ineffizienz Südeuropas. In Berlin ist es nicht so, sagten sie zu ihren Freunden, ohne Snobismus oder Herablassung, sondern um sie zu ermutigen, es ihnen gleichzutun. Ihre Freunde redeten oft davon, sie besuchen zu kommen oder ihrem Beispiel zu folgen. Sie sehnten sich ebenfalls nach einer Veränderung,

die sie in ihrer Geburtsstadt nicht fanden; sie verspürten ebenfalls das Bedürfnis nach Überfluss.

Sie machten unbezahlte Praktika bei Verlagsgruppen oder in großen Grafikbüros oder bei Werbeagenturen. Irgendwann stiegen sie zu Volontären auf, machten Mutterchaftsvertretung, wurden eingestellt. Manche nahmen ein Immobiliendarlehen auf. Sie lebten im selben Viertel, in dem sie groß geworden waren, oder in den erschwinglicheren Randbezirken. All das ließ die elterlichen Argumente stichhaltig erscheinen und schürte eine schwelende Verunsicherung, die jedes Mal aufs Neue aufflammte, sobald Anna und Tom während ihrer Heimataufenthalte in den Gästezimmern oder auf den Klappsofas, auf denen sie kampierten, nach Schlaf suchten. Doch sobald sie genauer darüber nachdachten, verflog ihre Verunsicherung wie Nebel unter den wärmenden Bildern ihres Berliner Lebens. Das von ihren Familien beschworene und von ihren Freunden getreulich umgesetzte Erwachsenenleben folgte dem Drehbuch einer anderen Generation. Die Daheimgebliebenen mit ihren unbefristeten Arbeitsverträgen verdienten viel weniger als sie, die beiden Freelancer, zumindest in den guten Monaten. Sie lebten in der Stadt, in der sie geboren waren, sprachen holperiges Englisch, wenn sie denn mussten, also so gut wie nie. Bei einer Unternehmensumstrukturierung saßen sie sofort auf der Straße, wogegen Anna und Tom über ein internationales Kontaktnetzwerk verfügten. Gewiss, ihre Freunde traf keine Schuld; doch inzwischen hatte das beschränkte Gewohnheitsleben ihnen jegliche Unternehmungslust und Neugier genommen.

Am Ende kamen Anna und Tom zu dem Schluss, dass sie diejenigen waren, die tatsächlich etwas aufbauten, das

zwar noch hypothetisch und schwer zu greifen war, aber mit jedem Monat an Konsistenz gewann. Nach ein paar Tagen, in denen sie zu viel aßen und zu wenig arbeiteten, waren sie jedes Mal erleichtert, nach Berlin zurückzukehren. Sie liebten ihre Familien und empfanden Wehmut beim Anblick der Straßen, in denen sie aufgewachsen waren, doch schon bald wurde diese Zärtlichkeit von einem Gefühl des Stillstands und der Befremdung erstickt. Sie spiegelten sich in den Glastüren des Abflugterminals und dachten an das Foto, das sie geknipst hatten, als sie weggezogen waren. Der Vergleich rührte sie jedes Mal. Sie waren schon so anders geworden.

Ihre Freundinnen und Freunde in Berlin kamen aus Frankreich und Polen und Portugal, hin und wieder aus Israel oder Belgien, allenfalls waren es US-Amerikaner, Deutsche so gut wie nie. Sie waren ungefähr in ihrem Alter, über dreiundzwanzig, aber unter dreißig. Sie waren ohne einen bewussten Grund in die Stadt gekommen und hatten einander mit der Leichtigkeit der ersten Schultage gefunden. Sie hatten sich über Facebook-Gruppen kennengelernt, in denen durchgesessene Sofas und bürokratische Tipps ausgetauscht wurden, oder weil sie sich in einem Café mit Resopaltischen und üppigen Banyan-Feigen im Schaufenster das Ladekabel für den Laptop geliehen hatten, oder in einer Schlange vor den Kneipenklos, aus denen man zu zweit oder zu dritt mit geweiteten Pupillen wieder herauskam. Sie hatten ähnliche Berufe. Sie waren Graphic Designer und Front End Developer und manchmal Künstler, die, um über die Runden zu kommen, für andere Künstlerinnen arbeiteten oder ein bisschen in Grafik machten oder Leichtbauwände für Kunstmessen zusammenschraubten. Sie waren Videomaker oder Chefs de Cuisine oder Galerieassistenten oder freischaffende Journalistinnen, die sich den Berlinkult zunutze machten, um einen Hauch von Welt in ihrer Hei-

mat zu verkaufen. Es waren Doktorandinnen in Molekularbiologie oder Musiker oder Copywriter oder Illustratorinnen, die gegen den Winter zusammenrückten und ein lockeres Netzwerk bildeten, eine erfundene Gemeinschaft. Viel eher als einen Freundeskreis bildete diese Gemeinschaftsform ein Gitter, ein Beziehungsgeflecht, das aus Seelenverwandtschaft und Wiedererkennung, Zuneigung, Nähe, Neid, Ähnlichkeit und Halt geknüpft war.

Sie hatten ihre Gewohnheiten, ihre gemeinsamen Bezugsgrößen. Sie bestellten Latkes und Bloody Marys, samstagsmorgens auf dem Weinbergsweg. Sie frequentierten den Hamburgerladen unter der U-Bahn-Brücke an der Skalitzerstraße und den ein bisschen weiter weg, für Nordamerikaner, wo es einen legendären Burger gab, der so gigantisch war, dass alles aufs Haus ging, wenn man einen schaffte. Beim Karaoke an der Mauer sangen sie ironisch Oasis, saßen am Türmchen auf dem Hügel des Viktoriaparks oder am Wasserturm und betrachteten den Sonnenuntergang. Sie lasen Artikel über Kultur und Lifestyle, verfasst im nachlässig eleganten Ton des angelsächsischen Journalismus, in denen sie sich wiedererkannten, obschon ihnen die darin aufscheinende amerikatische Geldfixiertheit zuwiderlief. Abends schwärmten sie alle in Richtung einer Handvoll Straßen – die Brücken am Maybachufer, die unkrautbewachsenen Gehwege des Schillerkiezes, die oberen Blocks der Weserstraße. Sie machten die gleichen Sprüche über die Winterdepression und darüber, dass sie den Westteil der Stadt nicht kannten, obwohl sie alle zwischen Rixdorf und Kreuzkölln lebten. Einem Initiationsritus gleich gaben sie einander den Kalauer weiter, die Schwäne an der Admiralbrücke seien die Seelen der spanischen Eras-

musstudenten, die sich in ihrem ersten Winter aufs trügerische Eis gewagt hätten und im Kanal ertrunken seien.

Sie verbrachten lange gemeinsame Wochenenden, die Samstagfrüh begannen und am Nachmittag des nächsten Tages endeten. Ihre Gruppe schwoll an und zog sich zusammen wie ein atmendes Wesen. Nach und nach trudelten sie am späten Vormittag bei den Tischtennisplatten auf dem Arkonaplatz oder beim Bouleplatz am Paul-Linke-Ufer ein. Sie spielten halbherzig – manchmal ein Doppelturnier, häufiger alle zusammen im Rundlauf. Die Verlierer schlenderten zwischen den Flohmarktständen umher, an denen es Acetat-Trainingsanzüge, Dosen mit handgemachtem Knuspermüsli und kleine, kurios geformte Kakteen gab. Wenn die Gruppe sich gefestigt hatte, aßen sie zusammen Eier und Lachs (oder Spargel, wenn gerade Saison war) in einem Café, wo sie wenige Minuten oder mehrere Stunden verbringen konnten, durch Zeitschriften blätterten, die sie teils bereits online gelesen hatten, und – mit mühsam verhohlenen Sarkasmus, ungezügelter Wut, Wehmut und Enttäuschung – die neuesten Nachrichten aus Frankreich oder Portugal kommentierten. Das Ende des Nachmittags wurde darauf verwendet, die Ausstellungseröffnungen des Tages abzuklappern. Sie alle hatten denselben Newsletter abonniert, der die täglichen Openings der Museen und Galerien auflistete, mit einem Zeichenschlüssel, der auswies, ob es dort etwas zu trinken gab und ob die offizielle Publikumsprache Deutsch oder Englisch war. Manche kamen nicht mit, aber sie konnten sicher sein, dort andere zu treffen, die den Vormittag auf dem Flohmarkt am Maybachufer verbracht oder an den thailändischen Imbissständen im Preußenpark zu Mittag gegessen hatten.

Die Galerien waren schon von Weitem an den Menschentrauben zu erkennen, die sich in der durch die Schaufenster fallenden Blase aus Neonlicht drängten, an den Glasflaschen neben den Bierkästen auf dem Gehweg. Ein paar Minuten schlenderten sie von einem Kunstwerk zum nächsten. Die auf Griechisch oder Englisch gemurmelten Kommentare befanden diese für interessant oder derivativ. Sie planten die nächste Etappe, ein unabhängiger Artspace über einer Autowaschanlage im Friedrichshain oder ein ehemaliger Möbelladen auf der Torstraße oder eine Souterraingalerie in der Graefestraße, deren Vernissagepartys bei den Neuankömmlingen so beliebt waren, dass man ihr den Spitznamen »Italienische Botschaft« gegeben hatte. Sie ploteten den Weg durch die Stadt und brachen auf, ohne auf die Nachzügler Rücksicht zu nehmen, die sie dort oder bei der nächsten Etappe sowieso einholen würden.

Einige ihrer Freundinnen waren Künstlerinnen oder Kuratoren. Für sie waren diese Anlässe berufliche Gelegenheiten, und wie Amtsinhaber sprangen sie von Grüppchen zu Grüppchen, verbreiteten Nettigkeiten und drückten Hände. Für alle anderen aber war die Gegenwartskunst keine echte Leidenschaft. Obwohl sie mit der Zeit gelernt hatten, sie zu kommentieren, ohne für ahnungslos gehalten zu werden, waren sich Anna und Tom bewusst, sie »nicht zu begreifen«. Sie hätten nicht zu sagen vermocht, wie sie in ihr Leben gekommen war. Vor dem Umzug hatten sie sich nie dafür interessiert, und ihre Kunstbesuche hatten sich auf Retrospektiven von Hundertwasser oder Man Ray beschränkt. Auch in Berlin wären sie nie von allein in all diese Ausstellungen gegangen – nur in die notwendigsten, um sich über die Ästhetik auf dem Laufenden zu halten,

die ihre Kunden wenige Jahre später verlangen sollten, als Vaporwave aus den Berliner Galerien gen Süden sickerte. Das bedeutete aber nicht, dass sie sie aus Konformismus aufsuchten wie die beruflich Involvierten: Sie waren dort, weil die Kunst der heimliche Herzschlag ihres Berliner Lebens war. Sie versorgte es mit Sauerstoff, hielt die Informationen über das Nachtleben und die Kieze in Umlauf, verbreitete, wer gerade aus Lissabon oder aus Palermo oder aus Malmö eingetroffen war. Die Galerien waren Bühne und sozialer Treff, und die Feinsinnigeren behaupteten, sie seien »Salons«.

Diese Pilgerschaften konnten sich bis zum zweiten Abend eines Wochenendes hinziehen, unterbrochen von einem Take-away-Sushi oder einem Falafel, um den Hunger zu stillen. Von Etappe zu Etappe schrumpfte die im Laufe des Nachmittags angewachsene Gruppe und wurde zum nahenden Abend hin aerodynamischer. Nur selten war zu diesem Zeitpunkt noch jemand vom Morgen dabei, aber wie beim Schiff der Argonauten lebte etwas von der ursprünglichen Gruppe fort, in der Art, sich zu kleiden, oder in einem so häufig wiederholten Spruch, dass er zu einem geheimen Handschlag geworden war. Die Übriggebliebenen checkten ihr Geld und ihre Energie, sondierten per SMS ihre Kontakte und entschieden, ob sie auf eine Partie Carcassonne zu jemandem nach Hause gehen oder in die Re-nate, auf die Homopatik, ins Sisyphos weiterziehen sollten. Sie zerstreuten sich, um am Türsteher vorbeizukommen, und fanden sich vor dem Eingang oder in der Schlange vor den Klos wieder. Die ganze Nacht über trennten sie sich und suchten einander, und irgendwie gelang es ihnen immer, sich – abgesehen von jenen, die nach Hause gegangen

oder mit neuen Nachtbekanntschaften verschwunden waren – am Morgen wiederzufinden.

Bei Tageslicht, das wie ein Hagel Stecknadeln auf die Netzhaut traf, machten sie sich irgendwohin auf den Weg, um ihre Energien sanft verträpfeln zu lassen. In der U-Bahn wechselten sie ein paar halb genuschelte Bemerkungen. Manchmal fuhren sie bis zum Mauerpark, um mit einem Frühstück an den Bratbuden wieder auf die Beine zu kommen; oder sie legten sich, wenn das Wetter es erlaubte, dösend oder Mate trinkend auf die unkrautbewachsene Brache des Tempelhofer Felds. Sie waren noch betrunken, bedröhnt und aufgedreht, der Bass zitterte noch auf den Trommelfellen. Sie stellten sich vor, wie sie von außen wirken mussten, die vom Grinsen schmerzenden Wangenknochen, die von Zigarettenasche und Schweiß versifften Klammotten, am Körper die Spuren von Abenteuern, die in der Erinnerung bereits verblassten: eine Filzstiftkritzelei im Gesicht, eine Blumenkette in der Tasche, in die Knopflöcher geknotete, halb erschlaffte und wie ein Kometenschweif mitgeschleifte Heliumballons. Sie fühlten sich dekadent und beneidenswert, lebendig.

Ein paar Stunden nach Mittag regte sich die erste Brise einer Beklemmung, die zu einem Sturm anwachsen sollte. Ihnen fielen die sonntags geschlossenen Supermärkte ein, die montäglichen Calls mit den Kunden, die Deadlines der Woche. Sie verabschiedeten sich, ohne sich konkret zu einem neuen Treffen zu verabreden. Mit der U-Bahn machten sie sich auf den Heimweg zu ihren Zwei- und Dreizimmerwohnungen mit den Pflanzen und den Dielen, im Vorgefühl des Serotoninabfalls und der Vorfreude auf ein heißes Bad. Sie verschickten ein paar unverbindliche Nachrichten, um

ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen, das sich beim Gedanken an eine blöde Bemerkung oder ein Fettnäpfchen regte. Meistens antwortete niemand. Vorm Zubettgehen nahmen sie zwei Aspirin, und am Montagmorgen war alles vorüber, oder fast alles, oder fast.

Ihre Freundschaften waren von überraschender Leichtigkeit, hatten aber zugleich etwas Ungefähreres und Brüchiges. Anna und Tom waren mit einer bisweilen verdächtig wirkenden Neugierde und Offenheit aufgenommen worden, Indikatoren einer Einsamkeit, die alle zu vertreiben versuchten. Bei Schwierigkeiten hätten sie diese Freunde nicht um Hilfe zu bitten gewusst. Es gab Dinge, über die sie nie sprachen, Geld zum Beispiel. Es gab jähe, grundlose Entfremdungen. Es waren keine wirklichen Brüche – sie teilten nichts, was gewichtig genug gewesen wäre, eine Kränkung zu rechtfertigen –, eher interne Neuaufstellungen, Rekalibrierungen der Nützlichkeiten. Auch weiterhin streiften sie einander in den Warteschlangen vor den Vernissagen, grüßten sich jedoch nur flüchtig, und es war klar, dass sie sich das Taxi in die Bar Drei mit jemand anderem teilen würden.

Immer wieder verschwand jemand. Vor allem im Winter. Grund dafür konnte ein nicht verlängerter Mietvertrag oder ein Jobangebot in der Heimat sein, doch nicht immer gab es einen konkreten Grund. Manch einer hörte auf, bei den Vernissagen aufzutauchen, antwortete nicht auf die Nachrichten. Die deutsche Telefonnummer war durchgehend unerreichbar. Nach einer Weile wurde über ein Update auf Facebook oder durch Flüsterpost bekannt, dass er nach Marseille, Athen, Kopenhagen zurückgegangen war. Zuweilen wurden richtige Abschiedspartys organisiert, mit gemieteten Anlagen und einer Versteigerung der Pflanzen.

Doch meist verlängerte sich eine vorübergehende Rückkehr in die Heimatländer von Monat zu Monat, bis die Freunde, die sich bereit erklärt hatten, auf die Fahrräder im Keller aufzupassen, per Mail den Kontakt von jemandem bekamen, der mit dem Lieferwagen aus Berlin aufbrechen würde. Wir kommen auf jeden Fall zurück, hieß es in diesen Mails, sobald wir eine Wohnung oder einen Job finden, sobald die Doktorarbeit geschrieben oder der Winter vorbei, das Baby abgestillt ist. Wer geblieben war, antwortete, bis bald, wir freuen uns schon, wäre es hier doch auch so warm wie dort, aber insgeheim war klar, dass die Weggezogenen nicht mehr wiederkehren würden.

Diese Ahnung von Unbeständigkeit manifestierte sich in einer nervösen Dauereuphorie. Jedes Wochenende, jeder Winter konnte für jemanden der letzte und für jemand anderen der erste sein. Es war ein belebendes Gefühl, das die Neugier und die Abenteuerlust anstachelte und mit dem Erleben einer Stadt einherging, die schier unerschöpflich war. Dennoch war ihre Welt weniger groß als zu Studienzeiten. Die Menschen, die sie mit einer gewissen Ausdauer trafen, waren zu jeder Zeit höchstens ein Dutzend, und der Zirkel vertrauter Gesichter und flüchtiger Bekanntschaften war zerfranster und unbestimmter als zuvor. Aber es war unmöglich, sich dessen bewusst zu werden, erneuerte sich diese begrenzte Welt doch so rasend schnell, dass sie unendlich erschien.

Hin und wieder beschlossen sie, ein Wochenende allein zu verbringen. Sie wollten sich von durchfeierten Nächten erholen oder einfach eine Gelegenheit, die Gesellschaft des anderen zu genießen. Sie verbrachten den Vormittag im Bett, blätterten durch Zeitschriften und durchkämten die

sozialen Netzwerke. Sie verließen das Haus im Jogginganzug und holten Bagels. Mitunter machten sie einen Nachmittagsspaziergang, aber häufig blieben sie lieber zu Hause, um zu dösen, Musik zu hören, zu vögeln. Wenn der Abend kam, fiel ihnen auf, dass sie seit mehr als vierundzwanzig Stunden nur zu zweit gewesen waren. Das war schön.

Die Wohnung war sauber und aufgeräumt. Die Deadlines waren unter Kontrolle. Der Kühlschrank war voll, aber sie beschlossen, sich etwas beim Vietnamesen zu holen. Sie zündeten Kerzen an, füllten die Reismudeln aus den Alubehältern in die Emailleschüsseln. Hin und wieder leuchtete das Handydisplay mit einer Einladung oder einem Vorschlag auf, und sie antworteten, dass sie lieber unter sich bleiben wollten, oder antworteten gar nicht. Von der dunklen Straße drang Gelächter auf Türkisch oder Deutsch herauf, das im Instrumental Post-Rock aus dem Plattenspieler unterging; Touristen blieben in den Lichtblasen der Gaslaternen stehen und kramten in ihren Taschen.

In jenen Momenten erschien alles möglich. Wenn sie zurückblickten, hatten sie all das erreicht, was sie sich gewünscht hatten. Es war leicht, aber auch schwer gewesen. Sie wussten, dass es Glück gewesen war, einander so früh gefunden zu haben, aber auch Entschlossenheit und Geduld eine Rolle spielte. Sie hatten nicht das Gefühl, auf viel verzichtet zu haben. Sie waren verliebt.

Was diese Liebe hervorgebracht hatte, umgab sie. Das warme, würzige Essen, die sortierten Rechnungen, die Wohnung und die Arbeit, die sie wollten – aus all diesen Einzelheiten setzte sich ihr Leben zusammen. Sie hatten es mehr oder weniger erfunden, Unterschied auf Unterschied gestapelt, bis es sich mit dem deckte, was ihnen wirklich

entsprach, mit einer Freiheit, die sie, wären sie in ihrer Heimat geblieben, niemals gehabt hätten. Darauf waren sie stolz. Jenseits des Fensters pulsierte die Stadt und lockte mit Verheißungen; sie hatten es nicht allzu eilig, diese zu entdecken.

Später warteten sie auf den Schlaf und sogen den Duft des anderen ein. Sie flüsterten einander Frotzeleien oder Kleinigkeiten oder Erinnerungen für den nächsten Tag ins Ohr, aber was darunter verborgen lag, war ein Gebet, ein stilles und seltsam kummervolles Gebet, alles möge genau so bleiben, wie es war. Es wurde immer erhört.